


Sandra Bollenbacher



★
DER WEIHNACHTS-
BESUCH

★
EDITION
WEIHNACHTS-
GESCHICHTEN

Sandra Bollenbacher

Der Weihnachtsbesuch

★
E D I T I O N
WEIHNACHTS-
GESCHICHTEN

Schreibwettbewerb
Weihnachtsgeschichten 2015

Erschienen zum 3. Advent 2015

Text: Sandra Bollenbacher
Coverabbildung: © iStockphoto.com

Jury: Hannah Mordhorst, Jessica Küster, Harald Krämer

Heiligabend

Was an diesem Tag ist eigentlich genau heilig?», stöhnt Frida, als sie mit Mühe einem Stapel Geschenke für die Kinder ausweicht, der das ganze elterliche Schlafzimmer in Besitz zu nehmen droht. Im Geiste geht sie zum wiederholten Mal ihre To-Do-Liste durch: Aufräumen. Gänsebraten und Kartoffelknödel zubereiten. Tisch decken. Dafür sorgen, dass alle ein unvergessliches Weihnachtsfest erleben. Wie immer. Die Frida, die macht das schon, – was ist sie nur für eine wunderbare Gastgeberin! Stets freundlich, gut gelaunt – ganz die perfekte Ehefrau und Mutter.

Den ganzen Vormittag ist sie schon alleine in ihrem Häuschen am Stadtrand von Berlin, das Jan für sie beide ausgesucht hatte. Sie erinnert sich noch genau an seine Worte, fünf Jahre müsste das jetzt auf den Tag genau her sein:

«Jetzt, wo du schwanger bist, brauchen wir etwas Größeres.» Sie hat zugestimmt.

Vielleicht hat sie in letzter Zeit etwas zu oft ‚ja‘ gesagt. Ja, geh nur vormittags mit den Kindern auf den Weihnachtsmarkt, ich schaffe das hier schon. Ja, laden wir doch Oma Anita und Opa Bernd an Weihnachten zu uns ein. Klar kann dein Bruder David auch kommen. David, der sich hier wie jedes Jahr einnistet, keine Geschenke für die Kinder dabei hat und das ganze Haus durch seine arrogante Art einzunehmen scheint.

Sie fröstelt bei dem Gedanken an ihren Schwager ...
Ihr Blick bleibt an der roten Küchenuhr hängen, die ihre besten Tage hinter sich hat. Im Grunde bin ich wie diese Küchenuhr, sagt Frida laut und erschrickt, als ihre Stimme im leeren Haus hallt. Sie streicht sich mit der Hand über die Stirn, ganz so als könnte sie die Gedanken einfach fortwischen.

Das laute Schrillen der Türglocke holt sie abrupt in die Realität zurück. Ausgeschlossen, dass es schon die Familie ist. Hierhin verirrt sich doch eigentlich keiner – schon gar nicht an Heiligabend, seufzt Frida und öffnet langsam die Tür ...

Der Mann, der ihr freundlich entgegenlächelt, hat dunkle Augen und trägt eine grüne Wollmütze, unter welcher rostbraune Locken hervorblitzen. Er ist nicht besonders groß, kaum größer als Frida, doch seine Schultern sind breit und sein Händedruck kräftig. Auf Mütze und Mantel haben sich ein paar dicke weiße Flocken niedergelassen. Frida stellt überrascht fest, dass es schneit. Die Büsche im Vorgarten, die großen Tannen neben dem Haus und die Mülltonnen in der Einfahrt tragen allesamt eine weiß glitzernde Kappe. Es muss schon seit Stunden schneien! Wie hat Frida das nur übersehen können? Zum ersten Mal seit vielen Jahren weiße Weihnacht – und sie ist zu sehr mit den Vorbereitungen beschäftigt, um es überhaupt zu bemerken.

«Guten Tag, bitte verzeihen Sie die Störung», sagt der Mann, als er Frida die Hand schüttelt und sie aus ihren verschneiten Gedanken reißt. Seine Hand ist eiskalt, rau und rot, als hätte er stundenlang ohne Handschuhe Schnee geschippt.

«Kein Problem», entgegnet Frida mit einem Lächeln. Irgendwoher kennt sie den Mann. Der Vater von einem von Bennys oder Martins Schulfreunden? Oder kennt sie ihn aus dem Gemeindezentrum? «Wie kann ich Ihnen helfen?» (Ein Nachbar? Ein Verkäufer aus dem Supermarkt? Der Postbote?)

«Ich bin auf der Suche nach jemandem», erklärt er. Seine Stimme ist tief und hat einen etwas melancholischen Klang. Frida spürt, wie sich plötzlich ein Kloß in ihrem Hals formt. Ein Vater auf der Suche nach einem vermissten Kind? Doch die Augen des Mannes blitzen fröhlich, als er fortfährt: «Und ich glaube, ich habe sie gefunden!»

«Wie bitte?»

«Sind Sie Melinda Beck?»

Frida weicht reflexartig einen Schritt zurück.

«Nein, tut mir leid, da sind Sie hier falsch», sagt sie, vielleicht ein wenig zu schnell.

«Die Becks wohnen die Straße runter und dann links, am Ende der Blumenstraße. Die Hausnummer weiß ich leider nicht. Ich wünsche Ihnen frohe Weihnachten!»

Fridas Hand zittert, als sie die Haustür schließt und den Schlüssel im Schloss dreht. Einmal, zweimal, bis zum Anschlag.

Kurz steht sie da, mit dem Rücken zur Tür, und starrt blind auf den Adventskranz auf dem Sideboard im Flur.

Aufräumen. Richtig. Und dann den Gänsebraten. Tisch decken. Familie. Weihnachten.

Sind Sie Melinda Beck?

Die Türklingel schrillt erneut und Frida rennt los. Die Treppen hoch. Ins Schlafzimmer.

Eine schwere Faust klopft drei-, viermal gegen die Tür.

Die dumpfen Schläge hallen durchs leere Haus.

Frida stolpert über ein Geschenk, der ganze Stapel kracht polternd und scheppernd zu Boden. Das war das Mikroskop, das Martin sich gewünscht hat, denkt Frida mit einem Stich im Herzen. Rasch schiebt sie die bunten Kartons zur Seite und kriecht unters Bett.

«Komm schon, komm schon», flucht sie leise, während sie mit der Hand im Staub heruntastet. Endlich berühren ihre Fingerspitzen das glatte Holz; mit einem Ruck zieht sie die Kiste unter dem Bett hervor.

Im Erdgeschoss kracht es.

Frida reißt sich das Goldkettchen, das Jan ihr zum dritten Hochzeitstag geschenkt hatte, vom Hals. Der schwere Amulett-Anhänger rollt über den Teppich und verschwindet unter den Weihnachtsgeschenken.

«Melinda!»

Er ist im Haus.

Auf allen Vieren krabbelt Frida zu dem Geschenkeberg. Fieberhaft tastet sie nach dem Anhänger, bis sie ihn endlich findet.

Schwere Schritte auf der Treppe, ein Keuchen.

«Melinda, das hilft doch nichts. Komm lieber freiwillig mit. Er wird dir sicher verzeihen. Es ist doch Heiligabend.»

Ihre Hände zittern, sie bekommt das Amulett einfach nicht auf. Immer wieder fällt es ihr in den Schoß. Die Schritte kommen immer näher. Gleich ist er oben.

Frida springt auf, knallt die Schlafzimmertür zu und verschließt sie. Zwei schnelle Schritte, der Mann wirft sich gegen die Tür.

«Was soll das denn», seufzt der Mann nun, seine Stimme gedämpft durch das Holz. «Du kannst dich nicht ewig da drin

verstecken. Mal davon abgesehen, dass die Tür hier sicher noch weniger Widerstand leistet als die Haustür.»

Sein Lachen lässt kalte Schauer ihren Rücken herunterlaufen.

Endlich springt das Amulett auf.

Links ein Foto ihrer beiden Söhne: Martin, damals drei, voller Stolz in die Kamera grinsend, während er seinen gerade mal ein paar Wochen alten Bruder Benny fest im Arm hält. In der rechten Hälfte, verdeckt von einem kleinen Silberschlüssel, Frida und Jans Hochzeitsfoto. Frida fischt den Schlüssel heraus und stürzt zu der kleinen Holzschachtel, die sie all die Jahre unter dem Bett versteckt hatte.

BUMM. Die Tür wackelt, doch sie hält.

Das Hängeschloss schnappt auf, hastig öffnet Frida die Schachtel.

BUMM. Mit voller Wucht hat sich der Mann gegen die abgeschlossene Tür geworfen. Kleine Lackflocken segeln wie Schnee zu Boden.

Die Waffe in Fridas Hand fühlt sich kalt an, leblos, ein Fremdkörper, doch ihre Hände erinnern sich. Flink setzt sie das Magazin ein, löst die Sicherung.

BUMM. Das Holz splittert. In der Mitte klafft ein Loch, groß wie eine Orange. Doch das Türschloss hält wie durch ein Wunder noch immer. Frida hört den Mann jaulen und fluchen.

Die Beine breit für einen sicheren Stand, die Pistole in beiden Händen, steht Frida da und zielt auf die Schlafzimmertür. Das Blut rauscht in ihren Ohren, das Herz schlägt zum Zerbersten. Durch das Loch in der Tür nimmt sie schemen-

hafte Bewegungen wahr. Noch einmal, dann wird die Tür nachgeben.

Noch einmal, dann muss sie schießen.

Tränen brennen in ihren Augen, sie blinzelt sie weg. Sie braucht einen klaren Blick. Wahrscheinlich hat sie nur eine Chance.

«Frida!»

Ein lautes Krachen, ein dumpfer Aufprall, Schnaufen, Stöhnen, Stille.

«Frida?»

Ihre Position ist unverändert, noch immer zeigt die Mündung der Waffe nach vorn. Die Klinke wird heruntergedrückt.

«Oh Gott. Was tu ich? Oh Gott. Polizei! Die Polizei rufen. Genau. Polizei. Frida? Frida? Geht es dir gut? Polizei rufen. Telefon.»

Frida hört, wie jemand die Treppen hinunterrennt.

Schnell dreht sie den Schlüssel im Schloss und reißt die Tür auf. Zu ihren Füßen liegt der Mann, regungslos, daneben eine Magnumflasche Champagner. Zitternd hält sie die Waffe auf den Eindringling gerichtet, als sie plötzlich David im Erdgeschoss sieht, das Handy am Ohr. Wie vom Blitz getroffen lässt Frida die Waffe in den Wäschekorb an der Tür fallen. Nun hat auch David sie gesehen und eilt zu ihr.

«Frida! Gott sei Dank! Wäre ich eine Sekunde später gekommen, ich will's mir gar nicht ausmalen! Wie gut, dass ich wegen des Schnees früher losgefahren bin. Und dann komm ich hier an, und die Tür steht auf! Ich hab' mir gleich gedacht, dass da etwas nicht stimmt. Zum Glück schenke ich euch immer den guten Champagner zu Weihnachten und kein billiges Fläschchen Sekt. Zack! – hab' ich ihm eins über den

Schädel gezogen. Die Polizei wird bestimmt gleich da sein. Du musst keine Angst mehr haben. Alles wird gut.»

In der Tat dauert es nicht lange, bis ein Streifenwagen vorfährt. Die nächsten Stunden erlebt Frida wie in Trance. Der Notarzt bringt den vermeintlichen Einbrecher ins Krankenhaus; das Reden mit den Polizisten überlässt sie nur zu gern ihrem Schwager.

Als später Jan mit den Kindern und seinen Eltern zurückkommt, schließt sie alle lange in die Arme. Obwohl es statt Gänsebraten und Kartoffelknödeln Tiefkühlpizza und Salat gibt und statt einem festlichen gedeckten Tisch nur einen Adventskranz und Papierservietten, und obwohl David noch mehr als sonst in Selbstlob badet und von den Geschenken für die Kinder nur wenige unbeschädigt überlebt haben – für Frida ist es das schönste Weihnachtsfest, das sie je erlebt hat. Die Erinnerung daran, das weiß sie, wird ihr für immer heilig sein.

Erst weit nach Mitternacht, als das Taxi ihre Schwiegereltern und David abgeholt hat, als die Kinder eingeschlafen und alle Kerzen erloschen sind und sie sich im Bett in Jans Arme kuschelt, holt Melinda tief Luft und sagt:

«Ich muss mit dir reden.»